

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift
Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft
Band: 125 (1959)
Heft: 2

Artikel: Kriegsgeschichtliche Betrachtung zur schweizerischen Disziplin
Autor: Schaufelberger, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-37806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gerechte Friedensordnung und politische Klugheit und Festigkeit sich verbinden müssen –, gibt es ein klares sittliches Recht zur Herstellung und Bereithaltung und, als ultima ratio, Anwendung dieses Mittels im Dienste der Rechtsordnung. Wir werden als Christen dieses Recht auf das äußerste Minimum reduzieren müssen. Die Waffe darf nur eingesetzt werden zur Verteidigung bei einem Totalangriff auf die höchsten Güter; sie darf nur eingesetzt werden, wenn keine andere Möglichkeit der Verteidigung mehr bleibt, wenn in der Entscheidung zwischen dem größeren und geringeren Übel keine andere Wahl mehr bleibt; und sie darf nur eingesetzt werden mit der Wahrscheinlichkeit des Erfolges, das heißt also mit der Aussicht, daß der Schutz dieser höchsten Güter auch wirklich eintritt und nicht etwa das Gegenteil, der Untergang der Menschheit und aller ihrer Güter. – Wie aber sind die Aussichten für eine völlige Ausschaltung der Atomwaffen? Die Beantwortung dieser Frage hängt von der Beurteilung der politischen Situation ab, von der sich auch die ethische Betrachtungsweise nicht dispensieren darf.

(2. Teil folgt)

Kriegsgeschichtliche Betrachtung zur schweizerischen Disziplin

Von Hptm. i. Gst. W. Schaufelberger

Die Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte, wie ich sie verstehe, findet ihre ernsthafte Erfüllung nicht darin, daß sich aus ihr letzten Endes ergeben mag, wie es dereinst gewesen, wie es sich einstmals zugetragen hat, sondern dann erst, wenn sie zu jener höheren Warte der Betrachtung führt, die erlaubt, das Bleibende vor dem Vergänglichen, das Gültige vor dem Episodenhaften zu unterscheiden. So gesehen, wird das letzte Anliegen der Kriegsgeschichte kaum die Entwicklung der Waffen, Monturen und Orden, kaum auch die minutiöse Nachrechnung von Heeresstärken, die Enthüllung von Kommandoverhältnissen, nicht einmal die getreuliche Rekonstruktion von Schlachtverläufen und Feldzügen als solche sein, sondern all diese Gegenstände erhalten ihren besonderen Sinn doch nur vom Menschen her, welcher die vornehmste und letzte Instanz jeder kriegsgeschichtlichen Betrachtung ist. Denn er entwickelt diese Waffen, trägt diese Monturen, kommandiert und wird kommandiert, tötet und stirbt – und er allein wird denn auch die Antwort auf die Frage zu geben wissen nach dem Stetigen, dem Geltenden und Dauernden in der Geschichte des schweizerischen Soldaten.

Ist diese Fragestellung denn überhaupt von Nutzen? Wo doch der Weis-

heit letzter Schluß längst gezogen scheint, uns allen bereits wiederholt zu Ohren gekommen ist und etwa folgendes enthält: Der schweizerische Soldat, so zeige doch die Kriegsgeschichte deutlich auf, habe eh und je seinen Mann gestellt, wann immer es die Not der Stunde geboten habe, und so werde er, gelte es erst einmal ernst, gewiß von neuem tun. Wo nötig, sei er genügend diszipliniert, und wo dringend, könne er «es» dann schon. Und im übrigen solle man ihn mit dieser unschweizerischen Soldatenspielerei verschonen. – Welch ganz seltsame Blüten dieser unbeschwerte Glaube treiben mag, soll an einem Beispiel erläutert werden. Im Jahre 1860 – vor nicht ganz hundert Jahren also, die Siege Moltkes standen eben vor der Tür – richtete eine Bürgerversammlung in Malans eine Petition von zwölf Gemeinden und 830 Privaten an den Großen Rat Graubündens zur Bewaffnung des Landsturms mit Gewehren, soweit das möglich sei, sonst aber mit Morgensternen oder Sensen, welche ausdrücklich als «geeignetstes und nachdrucksamstes Kriegsmaterial» gepriesen werden! So weit also geht die Überzeugung, man verstehe noch immer wie die Alten dreinzuschlagen, daß man sich dazu nichts Passenderes als deren Kriegsinstrumente vorzustellen vermag. Hand aufs Herz: Wozu da all dies Disziplingeflunker? Brauchen wir doch sozusagen nur wieder etwas mehr Habermus zu verpflegen, um würdig in den Fußstapfen der Altvorderen weiterzuwandeln. «Wie sie Sankt Jakob sah...» Wie sie Sankt Jakob sah?

Solche Schlüsse sind Kurzschlüsse, und solcher Glaube ist Aberglaube. Hemdärmelig-bodenständiges Gehaben mit Kriegstüchtigkeit zu verwechseln, ist naiv. Auf diese Weise wird die Kriegsgeschichte zum falschen Zeugen, zur Hehlerin gemacht, wogegen sie sich hier verwahren will. Es hat meines Wissens noch niemand dank der Tüchtigkeit seiner Ahnen eine Schlacht gewonnen. Wohl aber hat schon mancher Schlacht und Krieg verloren, der, vom Kriege ruhm seiner Väter zehrend – und welche Nation hätte keinen solchen? –, nicht merken wollte, daß die Zeit nicht stille steht. Was half der Ruhm Friedrichs des Großen seinen Preußen bei Jena und Auerstädt, wiewohl doch eben erst ein halbes Jahrhundert verstrichen war, was derjenige von Verdun, von der Marne und der Champagne den Franzosen im letzten Krieg? Führt nicht gerade von Compiègne 1918 nach Compiègne 1940 ein sehr kurzer und deutlich nachzuzeichnender Weg?¹

★

Und nun wir? –

Unsere Geschichte zerfällt im großen in drei Abschnitte:

¹ Vgl. dazu Gustav Däniker, Über Grundbedingungen kriegserischen Erfolges: SA aus der «Neuen Schweizer Rundschau», Septemberheft 1940, S. 14.

- die *heroische Epoche* der Befreiungs- und Eroberungskriege, welche das Spätmittelalter erfüllt und in der Niederlage von Marignano (1515) ihr stolzes Ende findet;
- die *patrizische Epoche* der Aristokratie- und Zunftregime, welche im Gefolge der Französischen Revolution (1798) nicht eben rühmlich zusammenstürzt;
- die *demokratische Epoche* seitdem, welche in der Bundesverfassung von 1848 ihre solide Grundlage findet und bis heute, freilich ohne ernste Bewährungsprobe, angedauert hat.

Nicht nur hat jeder dieser drei Abschnitte seine spezifischen Probleme zugewiesen erhalten, sondern jedem von ihnen steht auch ein recht spezifischer Kämpfertypus zu, sich stellende militärische Probleme zu lösen.

Den Kämpfer der heroischen Epoche möchte ich als den *Krieger* bezeichnen, denjenigen der patrizischen als den *Söldner*, denjenigen der demokratischen endlich als den *Soldaten*. In ihrem Wesen sind die drei Typen voneinander entscheidend entfernt.

Als männliche Urform gehört der *Krieger* der Epoche der staatlichen Urform zu, als welche das schweizerische Spätmittelalter noch weitgehend erscheinen will. Seiner eigenen Gesetzlichkeit innerhalb einer blutmäßigen oder soziologischen Gemeinschaft, der Sippe, der Altersklasse, des Standes lebend, schickt er sich, wie Edgar Schumacher etwa formuliert, «zu nichts anderem als zu der Erfüllung jener Urform des Seins, die im Totschlagen und Totgeschlagenwerden sich vollzieht».² Doch unerhört gewaltig, erhebend und bedrängend zugleich ist dieses Töten und Sterben. Ein Augenzeuge hat dem Kampf bei Sankt Jakob an der Birs dieses Denkmal gesetzt: «Grauenhaft zu hören: die Schweizer rissen die blutigen Pfeile aus ihren Leibern und warfen sich mit abgehauenen Händen auf den Feind; und nicht eher hauchten sie den Geist aus, als bis sie ihren Mörder getötet hatten... Zuletzt sanken sie, nicht besiegt, sondern vom Siegen müde, zwischen den gewaltigen Feindeshaufen zusammen.»

Der so kämpft, ist nicht der biedere Familienvater, der angesichts des Feindes unversehens zum Berserker wird. Das ist nicht der brave Schneidermeister noch der friedfertige Hutmachersgeselle, welcher, wenn er nur Schere und Elle mit Spieß und Halbarte vertauscht, zu derartigen Riesenleistungen von Körper und Seele befähigt würde. Das ist kein Banause, sondern das ist ein Berufener des Krieges. In der Tat ist die allgemeine Wehrpflicht in der Kriegspraxis der Heroenzeit nie wirksam geworden.

² Edgar Schumacher, *Religiöse Grundlagen des Soldatischen: Stimmen und Auftrag unserer Zeit*, Zürich 1944, S. 14.

Damit kommt den Freiwilligen die entscheidende Rolle zu, ob sie nun als Stellvertreter eben der Friedlichen und Gutmütigen sich in den Dienst der Obrigkeit begeben oder aber viel lieber noch unter einer fantastischen Freifahne auf eigene Kappe zu Felde ziehen, wo sie als sogenannte Freiharste, Blutharste oder Verlorene Haufen ihr Unwesen treiben. Sie rekrutieren sich zum kleineren Teil aus dem städtischen Bereich, wo mächtig aufkommendes Handwerk die kriegerische Lebensform verdrängt, sicher nicht aus den Kreisen des behäbig-behaglichen und sich selbst genügenden Bürgertums, sondern aus jenem unseßhaften, ewig unruhigen Element der Gasse, das in den Randschichten des Sozialkörpers steht. Zum größeren Teil entstammen sie naturgemäß dem ländlichen Lebenskreis der Bauern, Hirten und Jäger, insbesondere wohl der karger voralpinen und alpinen Zone. Zudem deuten unzählige Quellenausdrücke wie Knabe, Knäblein, Bube und selbst Kind, deuten auch Autopsien in Kriegergräbern darauf hin, daß es sich vorwiegend um junges Volk handeln muß, das heißt um Jungmänner von der Geschlechtsreife bis zur gewöhnlich frühen Heirat. Sie vergesellschaften sich in Burschenvereinen, Knabenschaften und Männerbünden, in deren Schoß die Kampfspiele stattfinden, Wettkämpfe auf Friedhöfen am Weihnachtsabend zum Beispiel, die vielfach totenkultische Züge tragen. Sie vollziehen eine im primitiven Rechtsbewußtsein verankerte Volksjustiz in unzähligen privaten Fehden. Bevorzugte Termine für derartige Abrechnungen sind die sogenannten Zwölf Nächte vom Weihnachtstag bis zum Dreikönigstag sowie die Fastnachtszeit. Es ist unverkennbar, wenn man nur darauf sieht, wie viele alteidgenössische Kriegszüge auf fasnächtliche Brauchtumstermine fallen, wie übrigens auch jede Kirchweih, jede Hochzeit, jeder Schafmarkt oder Bergdorfet latente Kriegsgefahren in sich birgt. Deshalb hat die Tagsatzung, die oberste eidgenössische Landesvertretung, wohl einmal folgende Warnung in die Lande gehen lassen: «Da etliche Gesellen von Zug und anderen Orten eine Fastnacht verabredet haben sollen, wird beschlossen, daß man allenthalben Vorsorge treffen soll, damit nicht Krieg oder Unrat daraus entspringe.»

Zu langwierigen und langweiligen Belagerungen ist dieser Krieger ebensowenig zu gebrauchen wie zu der politischen Ausmünzung erfochtener Siege. Er ist überhaupt nicht zu gebrauchen – er gibt sich hin. Nicht weil er soll oder will, sondern weil er nicht anders kann. Nicht irgend welchem Befehle folgend, es sei denn der Stimme, die aus seinem Blute klingt, nicht irgend welchem Staate gehorchend, sondern seinem eigenen Ruf und Beruf. Der Krieg allein ist seine Bestimmung, in der Schlacht findet er jene Erfüllung, «die im Totschlagen und Totgeschlagenwerden sich vollzieht». Oftmals zwingt er den Kampf herbei, wo vorsichtiger Kriegsrat oder von

Hause aus ängstliches Großaufgebot ihn nicht wagen will, immer aber entscheidet er ihn durch sein riesenhaftes Aufbäumen in der Stunde der Not, als «Ächter und Einunger» bei Morgarten, als «Verlorener Haufe» von Sankt Jakob, am Grünhag ob Murten, als «Böse Buben» bei Kappel – entscheidet ihn so, daß in Sieg oder Niederlage allen Beteiligten Hören und Sehen vergeht.

So bietet sich, in knappen Strichen gezeichnet, das Kriegertum der Saubannerzeit uns dar, auf welches man sich bei uns demnach doch etwas leichtfertig und voreilig beruft. Es ist ein primitiv-geprägtes, analphabetisch-ursprüngliches Berufs- und Elitekriegertum, dessen Lebenselement nur der Krieg allein sein kann. Sein Wesen besteht nicht in irgend welcher Unterordnung unter staatliche Gesetze, sondern in dem elementaren, traditionsverwurzelten, durch und durch kriegerischen Lebensstil der ländlich-alpinen Gesellschaft, in der archaisch-agonalen Lebensform. Ohne den Staat, ja gegen den Staat lebt und stirbt der Krieger nach seinem eigenen, unendlich rohen und unendlich tapferen Gesetz.³



In jener Zeitspanne von zweihundert Jahren zwischen Morgarten und Marignano hat das Kriegertum Sieg auf Sieg gehäuft. Es hat seine ganze überschäumende Kraft für die Erfüllung seiner historischen Aufgabe eingesetzt und verschwenderisch verbraucht, denn seltsam: in dem gleichen Augenblick, als seine Mission erfüllt schien, als die äußeren Grenzen der Eidgenossenschaft erreicht waren, weitgehend in ihrem heutigen Verlauf, begann es zu ermatten. Es erlag bei Marignano (1515), bei Bicocca (1522), bei Pavia (1525): mit der Erfüllung seiner Aufgabe hatte sich auch sein Schicksal erfüllt. Diese Niederlagen waren keine Episoden, nicht Betriebsunfälle, über die man sich nach dem ersten Unwillen mit einiger Bemühung hätte hinwegheben können. Es waren sehr deutliche und verbindliche Verkündigungen, Machtsprüche des Schicksals, in welchen hart eine entscheidende Stunde schlug.

³ Im vorangegangenen Abschnitt sind die Resultate der modernen Erforschung der Heldenkriegerzeit zusammengefaßt. Die entsprechenden Untersuchungen sind folgende:

Hans Georg Wackernagel, *Altes Volkstum der Schweiz. Gesammelte Schriften zur historischen Volkskunde: Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde* 38, Basel 1956; Walter Schaufelberger, *Der Alte Schweizer und sein Krieg*, Zürich 1952; derselbe, *Kappel – die Hintergründe einer militärischen Katastrophe: Schweiz. Archiv für Volkskunde* 51 (1955), Heft 1/2.

Im vorliegenden Aufsatz weise ich lediglich nach, was in den genannten Publikationen nicht zitiert ist.

Die spätmittelalterliche Zeit, auf welche die Siege des Kriegertums entfallen, ist die wechselfiebrige Zeit der politischen Metamorphose, in welcher der primitive, feudal-genossenschaftliche Staat zum obrigkeitlichen sich wandelte. Für die Dauer dieses Prozesses, solange der obrigkeitliche Staat noch nicht auf festen Füßen stand, war dem archaischen Kriegertum seine Gnadenfrist geschenkt. In gelegentlicher und häufig recht zufälliger Interessengemeinschaft mit der Obrigkeit, oft aber auch – bei Sankt Jakob oder etwa im Saubannerzug, welche beide keinerlei Entgleisungen, sondern durchaus typische Ausprägungen sind – im Widerspruch und Widerstand zu ihr, ging es zwischen Morgarten und Marignano seinen durchaus eigenen und stolzen Weg, den als Meilensteine unerhörte Taten im Guten wie im Bösen zieren. In diesem Nebeneinander und oft Gegeneinander, in diesem schillernden Wechselspiel zwischen obrigkeitlichem Ordnungswillen und archaischer Ungebärdigkeit, liegt wohl das große Thema der spätmittelalterlichen Schweizergeschichte überhaupt.

Dieser Streit nun ging, wir fühlen es, mit dem Sieg der Ordnungsprinzipien aus, und damit war es um das Kriegertum getan. Der Kriegermann, welcher in Oberitalien geschlagen wurde, war in keiner Weise weniger befähigt noch weniger entschlossen zum Allerletzten, zum Allerhöchsten, als jener andere, dem vor ihm so Unvergleichliches gelungen war. Doch sein Gegner im französischen, im kaiserlich-spanischen Lager war ein Überlegener geworden, weil hinter ihn die freie und gestraffte Macht des französischen, des spanischen Staates getreten war, welche eben über die letzten feudal-mittelalterlichen Behinderungen sich emporgehoben hatte. Daß dieser neue Staat, bereits in der Richtung zu der absoluten Herrschaft sich bewegend, ein Heer brauchte und auch schuf, welches ihm willenlos ergeben, zudem nach den moderneren Erfordernissen des Zusammengehens von Fußtruppen, Artillerie und Reiterei herangebildet war, ergänzt nur noch den Befund, daß unser Kriegertum in seiner ungebundenen Art der neuen Zeit nicht mehr entsprechen konnte.

Und wie dann alles Regen und Leben in dem absoluten Staat in der Etikette erstarrte, wie jedes Tun und jedes Sein nur sinnvoll und überhaupt berechtigt war im Hinblick auf den Fürsten und durch ihn, so fiel auch auf Krieg und Kämpfer der Frost der Reglementierung herab. Das Ergebnis im gesellschaftlichen Bereich war der Höfling, ausgezeichnete Sorte des Untertans, das Ergebnis im militärischen Bereich war der *Söldner*, Symbol für die vollzogene Abrichtung und Gleichmachung die Uniform. Der Söldner als Marionette, das Heer als Präzisionsmaschine, die Schlacht als Rechenexempel, der Krieg als Kabinettstück: das sind die militärischen Ausdrucksformen des Ancien Regime. In doppelter Hinsicht wirkte sich diese Ent-

wicklung auf das eidgenössische Militärwesen aus. – Ein Teil der Wehrkraft nimmt fremde Dienste, läßt sich drillen und knuten und unter Spießruten zum perfekten Söldner modellieren. In fremden Monturen, unter fremden Fahnen zwar, doch bleiben Befähigung und Leistung beim alten. Großartig wie der Krieger schlägt sich jetzt der Söldner zu hohem Ruhm. Und nicht nur seinem Ruhme nach, auch seinem Wesen nach steht er nicht weit vom einstigen Kriegermann entfernt. Mag auch der eine oder andere Verlegene oder Verdrossene, Kopfscheue oder Enttäuschte zum Söldner geworden sein, dieser oder jener Harmlose auch, der einem verschlagenen Werber ins Garn gelaufen – im ganzen sind es doch wieder die für ein geruhames Handwerk nicht Geschaffenen und Abenteuerfreudigen, die Ergriffenen und Entschlossenen: die Berufenen zum Krieg. Ausdrücklich «Knaben» sind es doch zum Beispiel, welche im Jahre 1541 der Papst für seine Dienste zu gewinnen sucht.⁴

Der Unterschied zum Krieger ist eigentlich nur darin zu sehen, daß der Söldner ein Gebundener des Staates ist, ohne daß er aber an Idee und Schicksal dieses Staates einen größeren inneren Anteil nähme als seinerzeit der Krieger, dessen domestizierte Abart er ist. Er übt mit Virtuosität sein militärisches Handwerk aus, im Inneren durchaus unbeteiligt, gleichgültig, für und gegen wen. Es rührt ihn wenig, als demokratischer Landsmann einen Fürstenthron zu retten, als Katholik einem protestantischen Herren zu dienen und umgekehrt. Nicht seine Dienste einem Unwürdigen zu leisten, ficht ihn an, doch einem Unvermögenden. Das allein vermag ihn zu erregen, den Sold nicht zu verfehlen, den sein Einsatz verdient. Denn des Kriegers Beute ist des Söldners Sold. Point d'argent, point de Suisses!

Und möchte man von der Mannszucht dieser Söldner reden, dann ist auch diese von der Mannszucht der Krieger kaum zu unterscheiden. Anläßlich ihres wohl glänzendsten Husarenstücks, des sogenannten Rückzugs von Meaux (1567), als sie den französischen Königshof ohne allen Schaden durch grimmige Hugenottenreiter hindurchschlagen, äußert sich ein venezianischer Augenzeuge so darüber: «Wahrlich, am Beispiel der Schweizer habe ich begriffen, welche Gewalt die militärische Disziplin über jede Art von Leuten ausübt. Denn als die 6000 Schweizer, die alles retteten, in Meaux anlangten, gestehe ich aufrichtig, niemals ein häßlicheres Volk und Gesindel gesehen zu haben als dieses; sie schienen die Waffen, die sie wie die Lastträger auf den Schultern hatten, nicht einmal tragen, geschweige denn handhaben zu können. Aber in Schlachtordnung aufgestellt, schienen sie mir wie andere Menschen. Dreimal sah ich sie gegen den Feind Front machen, alles,

⁴ Eidg. Abschiede IV, 1, d, S. 78.

was sie in der Hand hatten, auf ihn schleudern – sogar Flaschen flogen durch die Luft –, dann mit gefällttem Spieß in vollem Lauf wie wütende Hunde auf ihn losstürzen, ohne daß einer den Fuß vor den andern gesetzt hätte, mit solcher Behendigkeit und Kampfbegierde, daß die Feinde es nicht wagten, sie anzugreifen.»⁵

Halten wir daneben jene zahllosen Fälle, wo sie ohne Bedenken ihrem Brotherrn die Treue brechen, gar angesichts des kampfbereiten Feindes zu diesem überlaufen, weil der letzte Sold im Verzug ist, dann wird noch besser sichtbar, daß es sich hierbei nicht um Mannszucht handeln kann, wie wir sie verstehen. In der Schlachtordnung sind sie andere Menschen! Also ist es einmal mehr nicht Kriegszucht, sondern Schlachtenzucht, ist blutmäßiges, instinktives Erfühlen und Anerkennen der immer gleichen Regeln, ist ein organisches Einleben, ein rückhaltloses Aufgehen in der uralten Gesetzmäßigkeit der Schlacht. Es ist die Identifikation mit der Schlacht schlechthin, wie sie so natürlich und vollendet doch nur der Berufene vollzieht.

Zur gleichen Zeit nämlich, da die Schweizer Söldner ihren zwar nicht treuen, aber ehrlichen Beitrag an die Schlachten Europas liefern, bemühen sich zu Hause die Regierungen, aus den Zurückgebliebenen ein taugliches Kriegsinstrument in eigener Sache zu formen. Leicht hält es nicht, wie man etwa aus den Bemühungen des Bernischen Rates um Rüstung und Schulung seiner Milizen entnehmen mag, wenn er sich im Jahre 1626 zu einem militärischen Umzug mit Musterung und Exerzitien doch eher ungnädig äußert. Es habe sich eben «allerley unordnung und unanständigkeit by dem einen und anderen erzeugt und sonderlich, das Jren vill in den Wehren schlechtlich geübt, Jtem Jm ußhinziehen durch die gantze Statt Jnen fläschen mit wyn nachtragen lasen und trunck, Ja sich mit wyn dergestaltt überladen, dz sy uff dem veld endweders gar unütz gsin oder andere durch sy verwarloset worden, und dan Jnn dem abendt zech ein solliche übermaß brucht worden, das Jhren vill dahinden bliben, andere dan voll, tholl und schwanckendtt dahar zogen, das vor heimschen und frömden es ein schand und Ergernuß gsin...»⁶ Nur dann lasse sich der Gnädige Rat zur Weiterführung des Umzugs bewegen, heißt es fünf Jahre später, wenn dieser «Jn gut, schön, zierlich und anstendiger Ordnung nach soldatischer wyß und Manier» angestellt werde, und auch das wahl- und ziellose Schießen während des Umzugs müsse unterbleiben, indem zukünftig an vorbestimmten Orten und Plätzen der Stadt «alwegen ein glidt nach dem anderen Jn einer ordenlich und zier-

⁵ Richard Feller, Bündnisse und Söldnerdienste 1515–1798: Schweizer Kriegsgeschichte 6, Bern 1916, S. 31.

⁶ Staatsarchiv Bern, PB IV, S. 322.

lichen, anstendigen soldatischen Postur loßbrönnen sölle».⁷ Nirgends schöner bietet sich das neue militärische Ideal uns dar als hier, wo von «soldatischer Weise und Manier» und von «soldatischer Postur» die Rede ist und beidmals das präzisierende, vielsagende Wörtlein «zierlich» daneben steht. Auf diese Weise muß das obrigkeitliche Ideal vom Milizsoldaten auch jener weinfeuchte Zeitgenosse verstanden haben, welcher dem Pfarrer, der ihn zur Nüchternheit ermahnen wollte, zur Antwort gab: «er trincke wol, kotse aber nit, dan er seyge ein Soldat»⁸ – denn zierlich wäre das nun freilich nicht gewesen. Nur eine Armee, die kämpfen könnte, läßt sich auf diese Weise wohl nicht finden. Zwar fehlt es nicht an sehr gescheiten Leuten, welche, durchaus dem Geist der Epoche gemäß, Handbücher des kriegerischen Erfolges schreiben, voll gefinkelter und allseitig kalkulierter Rezepte, die nur zu befolgen braucht, wer sich mit Ruhm bedecken will. Aus der «Gründlichen Anleitung zum Kriegswesen» des Zürcher Hauptmanns H. K. Lavater von 1644 nur etwa so viel, daß im entscheidenden Augenblick jeweils nicht unterlassen werden dürfe, den Troß und die Weiber von den eigenen Kämpfern fern zu halten, damit ihr Geschrei diese nicht erschrecke. Dabei scheine am zweckmäßigsten, wenn die «Troßbuben und ander unnütz vöcklein... fern von der Armada geführt und durch den Hurenweibel etwan auff einen Berg gestellt werden, damit der Feind sie von fernuß für Soldaten ansehen und desto eh erklufft werden möge».



Es kam doch wohl nicht von ungefähr, daß der resignierende Bernische Rat schon vorzeitig bekannte, die Berner der patrizischen Epoche seien eben keine Helden mehr. Als dann der Herausforderer sich fand, als Napoleon mit den Armeen, welche die Französische Revolution geboren hatte, sein europäisches Wagnis begann, da wurde tatsächlich alle bezopfte Kriegswiesheit, da wurde alle doch so zierliche soldatische Manier und Postur zuschanden gemacht. Vor den in die Schweiz einmarschierenden Franzosen ging das Ancien Regime vor die Hunde, ohne daß es auch nur zu einem ehrenhaften Untergang gereicht hätte. Was man darüber auch geschrieben haben mag: die Gefechte der Berner bei Fraubrunnen, Neueneegg und im Grauholz sind doch nur Abglanz, bedrückender Abgesang verklungenen Heldentums, von einer auf das nationale Prestige bedachten Geschichtsschreibung über Gebühr belobigt, weil es anderenorts noch schlimmer und selbst ohne jeden Schein des Tapferen geschah. Dort allein ließe sich allen-

⁷ Staatsarchiv Bern, PB IV, S. 444.

⁸ Aus den Chorgerichtsmanualen von Saanen zum Jahr 1632.

falls jene unbedenkliche Hingabe an Kampf und Tod erkennen, wo sie schon immer beheimatet war: bei den Leuten der Berge, im Wallis, bei Rothen-
thurn, in Stans. Doch wenn nicht ruhmlos, so mußte dieses Sterben doch
ohne Hoffnung sein, weil erneut eine Entscheidungsstunde geschlagen hatte.
Nationen waren zu Armeen geworden – das war der Machtspruch dieser
Stunde, das Resultat der in Aufklärung und Französischer Revolution ge-
borenen nationalen Begeisterung, welche an die Stelle der seelenlosen
Kriegsmaschinerie der vergangenen Epoche getreten war. Damit war nun
auch die Rolle der Berufenen ausgespielt, war es dem Geiste nach um den
Söldner geschehen. Nicht, daß er sich nicht hätte halten wollen und schließ-
lich auch halten können bis zum Fremdenlegionär unserer jetzigen Zeit,
doch ist sein Beitrag zum Kriegskonzert nur mehr Begleitmusik. Mit der
«levée en masse» der Französischen Revolution löste die Ära der National-
kriege diejenige der Kabinettskriege ab. Von hier an war ein neues Ideal des
Kämpfers, dasjenige des *Soldaten* neuzeitlicher Prägung, gesetzt, welches
nicht mehr in der Synthese von Mann und Kämpfer, dann von Untertan und
Kämpfer, sondern von Bürger und Kämpfer besteht. «*Bürger und Soldat*»
heißt die neue Losung, der Bürger in Waffen wird zum Problem. Mit dem
Untergang der Alten Eidgenossenschaft von 1798 ist der nationale Soldat
aus der Taufe gehoben, dessen mühereicher Weg mit den ersten gemein-
eidgenössischen Wehranstalten anfangs des 19. Jahrhunderts beginnt.

Von hier aus wird bei genauerem Hinsehen nun wohl deutlicher, wes-
halb der hypothetische Glaube an die militärischen Urkräfte unserer schwei-
zerischen Natur, die zur rechten Stunde von selbst sich erheben und gar
gewaltig äußern würden, ein verhängnisvoller Irrglaube ist. Die beiden ent-
scheidenden Bedingungen dazu haben sich entscheidend gewandelt: der
Kämpfer und der Kampf. Erinnern wir uns daran: Bewährt hat sich in
Zeiten schweizerischer Kriegs- und Schlachterfolge doch immer nur ein
verschwindender Bruchteil unserer männlichen Bevölkerung, gekämpft
haben nur jene, die nach Sitte und Art dazu berufen waren – «ad solum
bellum nati», für den Krieg geboren, hat Thomas Morus sie genannt. Ein
schweizerisches Volksaufgebot, das alle ergriffen hätte und in welchem alle
ergriffen gewesen wären, hat es bis zu unserer gegenwärtigen demokrati-
schen Epoche nicht gegeben. Mit ihr erst stellt sich die Forderung ein, daß
der Staat, da er um alle sich bemühe, auch durch alle zu schützen und zu
schirmen sei. Nicht Krieger, nach innen und nach außen ungebunden, nicht
Söldner, die nur äußerlich gewonnen sind, sondern Soldaten braucht es
jetzt, die sich im Einklang mit ihrer bürgerlichen Überzeugung dem mili-
tärischen Dienst unterziehen, die sich hingeben, nicht aus einem primitiven,
rohen, sondern aus einem *geistigen Bereitsein* heraus, in denen ein durchaus

Bewußtes sich als Pflichtgefühl vollzieht. Nicht die Bereitschaft zur Schlacht der Krieger und Söldner ist gefordert, sondern die Bereitschaft zum Opfer, welches der Vergangenheit geschuldet ist. Nicht Minderheiten der in besonderem Maße Angesprochenen dürfen es sein, sondern alle nur irgendwie Tauglichen müssen es sein. Alle Banausen früherer Zeiten haben heute anzutreten, das heißt zu töten und zu sterben: das ist die beschwerliche Notwendigkeit der demokratischen Epoche. Um so beschwerlicher, als der Krieg, der für unsere Vorfahren ein durchaus Alltägliches war, dem sie auf irgendeine Weise zu begegnen hatten, auch wenn sie ihn nicht einmal selber übten, für uns alle seit langem etwas sehr Fremdes ist. Die lange Friedenspause, die als besonders gütiges Geschick über der jüngsten schweizerischen Entwicklung steht, wirkt sich in diesem doch erschwerend aus. Nur sehr vom Hörensagen kennen wir den Krieg, und nur mit Worten haben wir daran unser Teil. Auch die Erlesenen unter uns sind schon lange keine Krieger mehr, sondern sind von Hause aus Bürger. Für uns ist nicht mehr der Kampf ein Geschäft, sondern höchstens das Geschäft ein Kampf. So haben wir den Krieg auch vorab von der geschäftlichen Seite her erfahren, darin zwar wieder dem Söldner vergleichbar, doch hat dieser sein eigenes Leben gesetzt. Ein Drittel unserer Bevölkerung lebt heute in der Stadt – im Mittelalter war es ein bescheidener Teil –, wo der besondere Lebensstil weit eher zum Genießen als zum Opfer neigt, und auch unsere Bergbevölkerung hat die einstige Beute, den einstigen Sold durch das Trinkgeld ersetzt. Diese Wandlungen werden in Zeiten besonderen Wohlergehens besonders offenbar.

Doch das ist nur die eine Seite. Die andere ist, daß auch der Krieg sich wesentlich gewandelt hat. Die Schlacht ist kein «Druck», kein gigantischer Ringkampf zwischen Haufen, Kolonnen und Linien mehr wie zu Kriegers und Söldners Zeiten, wo überlegene Körperkraft, handwerkliche Fertigkeit und heldisches Ungestüm ihren verdienten Preis erzielen mochten. Sie ist keine Sache der Trompeten und Posaunen, der Fahnen und der Feldherrenhügel mehr. Schon der Grabenkrieg von 1914–1918 ist etwas anderes gewesen. Die heutige Schlacht ist vollends zum Schattenkampf geworden. Es fallen meistens keine Hiebe mehr, sondern Schüsse. Es entscheidet nicht mehr die Überlegenheit der Zahl, sondern diejenige des Feuers, nicht mehr die Körperkraft, sondern der Wille. Es töten und sterben keine Massen als solche mehr, sondern Individuen, welche Waffen von unerhörter Wirkung meistern. Auf dem modernen Gefechtsfeld ist der Soldat allein. Sein Feind ist irgendwer, ist irgendwo und überall.⁹ Der Soldat wird beschossen aus

⁹ S. L. A. Marshall, Soldaten im Feuer. Gedanken zur Gefechtsführung im nächsten Krieg, Frauenfeld 1951, insbesondere das Kapitel: Vom Alleinsein im Kampf.

Geschützen, die er nicht sieht, aus betonierten Scharten, stählernen Panzern, durch Feuer, das vom Himmel regnet, durch Splitter, die aus dem Boden springen, durch Garben von Geschossen, die durch den künstlichen Nebel rieseln. Von Gift und Gas und radioaktiven Strahlen nicht zu reden. Er schießt zurück auf Feuerscheine, auf verdächtigen Dunst und verfängliche Schatten, auf Schemen und Gespenster, Schall und Rauch. Und die moderne Schlacht hebt nicht an und geht einmal zu Ende, wie sie auch nicht mehr ein geeignetes Schlachtfeld braucht – sie dauert in der Zeit und im Raum. In diesem alles überflutenden Wahnsinn des Krieges werden körperliche Riesenleistungen des gehobenen Augenblicks, wie sie die Schlachten der Krieger und Söldner entschieden haben, weit unter ihrem Wert bezahlt. Vom Soldaten müssen seelische Riesenleistungen des Entsagens, des Ertragens, des Erdauerns gefordert werden können. Er braucht weniger hitziges Schlachtentemperament als einen durch nichts zu erschütternden Mut. Seine aktive Todesbereitschaft ist, nach einem Wort von Karl Schmid, «nicht eine Angelegenheit erhöhter, ausgesetzter Stunden, sondern sie muß dauernde Gestimmtheit sein».¹⁰ Die Voraussetzungen für den Krieg unserer Vorfahren und unseren eigenen sind nach all dem nicht mehr die selben, was oberflächliche Geschwätzigkeit dazu auch meinen mag. Sie haben sich beide gewandelt, und beide haben sich zu unseren Ungunsten gewandelt. Wir sind gegenüber unserem Krieg in Nachteil geraten, ob wir es gerne hören oder nicht.



Wir sind kleiner, der Krieg ist größer geworden, das ist die Rechnung, welche die Kriegsgeschichte uns präsentiert. Sie hat mit zukunftsgläubiger Vertrauensseligkeit nichts zu tun, im Gegenteil. Indessen gibt die selbe Kriegsgeschichte, wenn man sich nur etwas hellhörig mit ihr befaßt, doch auch die Hilfen preis, die Rechnung wieder auszugleichen.

Damit wir aushalten können, im einfachsten Sinn des praktischen Vermögens, müssen wir entsprechend *ausgebildet* sein. Das bedeutet nach allem Gesagten nicht nur brave handwerkliche Geschmeidigkeit, sondern eine unter allen Umständen wirkende maschinelle Selbstverständlichkeit, welche völlig unabhängig von allen denkbaren und undenkbaren Umständen funktioniert. Trotz Nacht und Nebel, Hunger und Müdigkeit, Nässe und Kälte – trotz Tod und Teufel. Ob es sich dabei um die modernsten Waffen, die neuesten Geräte handle, spielt, so sehr der Soldat auf das Wirksamste einen grundsätzlichen Anspruch hat, eine untergeordnete Rolle. Der durchtrainierte Boxer weiß sich auch mit Handschuhen älteren Modells zu be-

¹⁰ Karl G. Schmid, *Der Soldat und der Tod: Schriften zur Zeit*, Zürich 1942, S. 19.

helfen. Und unsere kriegerischen Vorfahren haben den Mitteln auch nicht nachgefragt. Sie sind noch lange mit «veralteten» Halbarten und Spießen gegen «moderne» burgundische und französische Kanonen angelaufen und haben doch gesiegt. Ungleich wesentlicher ist, daß die vorhandenen Waffen und Geräte, das technisch richtige Verhalten im Gefecht unseren Soldaten in Fleisch und Blut übergehen. Das wird indessen nur durch eine unerbittlich harte Ausbildung zu erreichen sein. In Ländern, in denen der Krieg selber die Ausbildung übernommen hat, brauchte diese Meinung kaum sonderlich betont zu werden. Einem Handbuch der Deutschen Bundeswehr entstammt beispielsweise folgender Satz: «Angesichts der erhöhten technischen Anforderungen wird in Zukunft mehr Härte erforderlich sein denn je – jede andere Erwartung ist falsch.»¹¹ Für uns gilt er in noch vermehrtem Maß. Denn: so kompromißlos unsere Ausbildung auch immer sei, sie wird doch nicht schaffen, was unsere Krieger und Söldner durch die Gunst der Verhältnisse von Hause aus besessen haben.

Mit *härterer Ausbildung* wäre zwar schon ein Wesentliches, doch noch nichts Entscheidendes erreicht. Das Können allein vermag es nicht, wenn das Wollen nicht gewährleistet ist. «Es sind nicht Mängel der Bewaffnung oder Unzulänglichkeiten in der Ausbildung, die uns immer wieder grimmig im Fortschreiten hemmen – wir stehen im Gegenteil auf diesen beiden Gebieten sehr erfreulich da. Es ist einzig und allein jene ganz allgemein verbreitete Gesinnung, wonach der Schweizer auch als Soldat zunächst und zuoberst demokratischer Bürger bleibe, und daß infolgedessen jenes allgewaltige Gesetz der Disziplin, welches die Heere belebt, ihm zuliebe einige Modifikation und Abschwächung erfahren müsse. Er werde zur bedrohlichen Stunde sich schon von selber dann ganz als Soldat bewähren. Dieser Selbstbetrug ist unendlich gefährlicher als irgendein Ungenügen in der materiellen Rüstung.»¹²

Die *Disziplin* zu schaffen, diesen kategorischen Imperativ der Pflicht, ist nicht Sache der militärischen, sondern der soldatischen Ausbildung, der Erziehung, so man will, welche sich zu jener wie die Seele zum Körper verhält. Die Seele muß wollen, damit der Körper kann. Aus der Disziplin allein vermag der Soldat die überlegenen inneren Kräfte zu schöpfen, welche der Krieger und Söldner aus der Robustheit seines Gemütes gewonnen hat.

¹¹ Handbuch Innere Führung: Schriftenreihe Innere Führung, herausgegeben vom Bundesministerium für Verteidigung, Führungsstab der Bundeswehr-B, September 1957, S. 115.

¹² Edgar Schumacher, Über Wesen und Pflicht des Schweizer Offiziers: Schriften der Avia 1, S. 7.

Sie ist es allein, die den Bürger zum Soldaten befähigt. Hier gibt es keine Spielformen, keine «schweizerische Lösung»; es gibt keine gutvaterländisch-eidgenössische Disziplin und daneben eine fremde, es gibt auch keine Disziplin des Aktivdienstes und daneben eine andere, billigere, eine Art «drôle de discipline» für die Nachkriegsjahre, wie es ein Hemd für den Sonntag und eines für den Werktag gibt. Die Disziplin ist eine absolute Größe und stellt sich nie von selber ein, wenn es die Not der Stunde wünschbar macht, sondern nur in unablässigem Bemühen läßt sie sich erringen und bewahren.

Wir neigen immer wieder dazu, an der zentralen Bedeutung der Disziplin vorbeizusehen. Wir deuteln an technischen und taktischen Vollkommenheiten herum und vergessen darüber die Elementarien. Wir suchen nach den Mitteln und vergessen darüber den Geist, der sie bewegt. – Die Gründe dafür liegen obenauf. Einmal ist unsere Armee eine Friedensarmee, in welcher auf Grund der knappen Schulungszeiten das Lehren und Lernen, die militärische Ausbildung den Vorrang hat. Zudem ist es bequemer und auf Anhieb auch dankbarer, auszubilden als zu erziehen, weil sich die Resultate der Ausbildung stoppen, messen, zusammenzählen, statistisch verwerten lassen, die Ergebnisse der soldatischen Erziehung nicht. Die Ausbildungsergebnisse zeigen den Erfolg des Ausbildners sichtbar an. Menschlicher Eitelkeit ist damit Genüge getan, und der materialistisch-technischen Grundstimmung unserer Zeit entspricht es ohnehin, das Meßbare zu überschätzen. Und endlich ist da eben jener bürgerstolze Glaube an militärische Begabung und Tradition, der unbefangen weitergeistert, auch wenn diese Tradition, zum mindesten im eingeschränkten Sinn der Kriegserfahrung, schon längst versickert ist. Am deutlichsten und recht eigentlich bedrückend haben die Kommentare zur Abschaffung des Gewehrgriffs, der doch nichts anderes gewesen ist als eine wirksame Hilfe zur Bewahrung der Disziplin, ergeben, wie wenig tief im Grunde bei uns der Sinn für soldatische Formen wurzelt.

«Die Miliz muß besonders darauf achten, die Disziplin aufrechtzuerhalten. Hier haben wir seit dem letzten Krieg viel verderben lassen.»¹³ Die unseligen Demokratisierungstendenzen haben es mit sich gebracht, daß man die Disziplin erreden wollte. Sie läßt sich eben nicht erreden, läßt sich nicht erklären noch begreifen, sie läßt sich nur erleben, nur erfahren. Dafür ist freilich die Voraussetzung, daß sie *unermüdlich gefordert* werde. Hier liegt unser aktuellstes Problem. Nicht, daß der Soldat im Ausgang und Urlaub nachlässig gekleidet ist oder den Offizier nicht mehr grüßt, ist ein Unglück, sondern daß er durch derartige Ungezogenheiten Vorschriften und Befehle ungestraft mißachten darf. Das ist Zerfall, und was so zerfällt, ist auch durch

¹³ Edmund Wehrli, Gedanken eines Milizsoldaten, Zürich 1957, S. 83.

modernste Waffen nicht aufzuwiegen. An den Offizieren liegt es, durch ernsthaftes und unablässiges Fordern, durch selbstverständliches Geben auch die Unbedingtheit des Autoritätsprinzips zu vertreten. Wie weit sie sich darin wagen, ist eine Frage des persönlichen Mutes; denn populär ist ihre Aufgabe nicht, ist sie nie gewesen. Doch mag ihnen dabei die eherne Wahrheit aus der Kriegsgeschichte behilflich sein, daß *kriegstaugliche Soldaten* nur in der härtesten Schule der Ausbildung und Erziehung sich formen und daß es den Offizieren noch nie jemand gedankt hat, wenn ihre Soldaten im entscheidenden Moment vermißten, was ihnen eine popularitätsbeflissene Friedensschulung glaubte ersparen zu dürfen. Denn dieses ist doch immer wieder in aller Nüchternheit und Deutlichkeit zu sehen: gehören wir auch einer Friedensarmee an, so kann das einzige Ziel all unserer Anstrengung doch nur die Tauglichkeit im Kriege sein. Dorthin haben wir uns auszurichten, und von dort her kommt uns der Maßstab zu. Alles andere, mit dem wir uns heute zufriedengeben, ist Unernst und Halbheit. «Und doch wissen wir, daß der Kampf und der Krieg von uns Anstrengungen erfordern, die weit über das hinausgehen, was wir in Friedenszeiten von uns und der Truppe verlangen. Die Armee ist ein Instrument für den Krieg. Die Armee wird ihrer Aufgabe nur gewachsen sein, wenn sie für den Ernstfall taugt. Es bedeutet eine Flucht aus der Verantwortung, wenn wir die Ausrede wählen, im kritischen Moment würden wir uns dann schon bewähren...»¹⁴

Zum Ende mag es tröstlich sein, daß wahrhaft Verständige die Notwendigkeit solchen Bemühens wohl immer begriffen haben und sicher auch immer begreifen werden. Deshalb sei ein Ausspruch von Jeremias Gotthelf an den Schluß dieser Betrachtung gesetzt: «Unsinnigeres und eine größere Unkunde sowohl über den gegenwärtigen Zustand als über die Natur des Militärwesens überhaupt Verratenderes kann es wohl nicht geben, als wenn so ein zeitungsschreibendes Federvieh über zu strenge Disziplin im schweizerischen Dienste klagt.»

¹⁴ Oberstdiv. Ernst Uhlmann, Kriegsmäßige Ausbildung! ASMZ April 1958, S. 239, zu welchem Artikel sich der vorliegende wie das kriegshistorische Korrelat verhält.

«Die Soldaten sind gut, wenn die Führer es sind.»

General Jomini
